

Wie kommt es, daß der wirtschaftlich und sozial erfolgreiche rheinische Kapitalismus von dem weniger erfolgreichen Modell infiziert wird? Der Verf. liefert zwei Begründungsketten: Zum einen haben sozio-kulturelle Veränderungen, etwa ein hedonistischer, individualistischer Lebensstil und eine ausgeprägte Freizeitkultur die Länder des rheinischen Kapitalismus erfaßt. Die demographische Struktur entwickelt sich ungünstig. Der gesellschaftliche Konsens und der auf Interessenausgleich bedachte Führungsstil in den Unternehmen werden aufgekündigt. Die finanzielle Globalisierung entmachtet die Währungshüter, die Finanzminister und die Geschäftsbanken; sie verbreitet die Logik des reinen und harten Marktes (165–184). Zum andern wird der neo-amerikanische Kapitalismus von den Medien als ein abenteuerliches Spiel, ein sportliches Drama inszeniert. Ein Vermögen besitzen und schnellen Gewinn machen, das Eigeninteresse und die mediale Selbstdarstellung beflügeln die Phantasie junger Leute mehr als neue Produkte zu erfinden, zu investieren und Arbeitsplätze zu schaffen. Dabei ist offensichtlich, daß das exportierte Bild des neo-amerikanischen Kapitalismus nicht in allem mit dem ethisch, politisch und religiös aufgeladenen Original übereinstimmt. Multinationale Unternehmen stehen dem rheinischen Modell eh näher als dem neo-amerikanischen (185–203).

Der Verf. hat mit prophetischer Schärfe nach dem Ende des Ost-West-Konflikts die ökonomische und ethische Auseinandersetzung um alternative Leitbilder des Kapitalismus vorweggenommen. Klarsichtig hat er die dunklen Schatten der US-amerikanischen Wirtschaft und die mediengestützte ideologische Propaganda des ultra-liberalen Paradigmas aufgedeckt. Zutreffend wird der harte Kern der Globalisierung in der wirtschaftlichen Dominanz der Finanzmärkte und im politischen Kampf um die Hegemonie der Leitwährungen identifiziert. Der Verf. bescheinigt den Europäern, daß sie sehr gute Gründe haben, an den zwei Brückenpfeilern ihres Modells, der wirtschaftlichen Effizienz und der sozialen Gerechtigkeit, festzuhalten – fast ein Jahrzehnt eher, als Amartya Sen, der Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaft von 1998, erklärt, daß die Frage nach Gleichheit und Solidarität von der Freiheitseffizienz des Marktes nicht hinreichend beantwortet werde. Daß der rheinische Kapitalismus in der Integration der ausländischen Bevölkerung mangelhaft ist, merkt der Verf. wiederholt an (13 f., 158 f.). Übertrieben wirken die durchgehende Schwarz-Weiß-Zeichnung und die idealtypische Polarisierung. Der Prozeß der deutschen Einigung stellt sich im zeitlichen Abstand weniger positiv dar. Die Verehrung des rheinischen Modells trübt manchmal den Scharfblick der Diagnose. Fehlgeleitet ist die fast ausschließlich negative Charakterisierung der US-amerikanischen Wirtschaft, wengleich der Verf. anmerkt, daß das Übergewicht des Dollars durch die politische Demokratie und durch religiöse Institutionen eingegrenzt wird und daß die USA über ein hohes Vermögen der Absorption Fremder verfügen. Schief ist auch die psychosomatische Metapher, daß ein erfolgreiches Modell durch ein krankhaftes infiziert werden könnte. Tatsächlich geht es um theoretische Diskurse und politische Machtkämpfe. Um diese globale Auseinandersetzung selbstbewußt und offensiv führen zu können, hat der Verf. einen brillanten Beitrag geleistet.

F. HENGBACH S. J.

ALM, GERHARD, *Die Blattmetamorphose bei Blütenpflanzen*. Entwicklung einer sowohl botanischen als auch philosophischen Lehrmeinung unter besonderer Berücksichtigung von Goethes Forschungen. Hermannsburg: Albers 1999. 150 S.

In dankenswert klarer Weise gibt die Einleitung Auskunft über Entstehung und Intention der vorliegenden Publikation. Sie ist aus einer Diplomarbeit im Fach Landespflanze hervorgegangen, welche die Anlage eines Lehgartens zur Erläuterung von Goethes Metamorphose-Lehre zum Ziel hatte. Darüber hat der Verfasser Goethe als Botaniker für sich entdeckt und angeleitet durch A. Wigands „Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanzen“ aus dem Jahr 1846 (eine „philosophische“ Dissertation, wie Alm angibt, aber welche Dissertation mit naturwissenschaftlicher Thematik wäre das damals nicht gewesen) den Wunsch in sich verspürt, den „Spagat zwischen Botanik und Philosophie“ (1) selbst zu versuchen. Wigands Dissertation dient ihm denn auch dazu, um Voraussetzungen, Entwicklung und Wirkungsgeschichte

des Metamorphosekonzepts bei zahlreichen botanischen Autoren vom 16. bis ins 19. Jhd. zu referieren. Auch die Kritik an den jeweiligen Autoren wird in den meisten Fällen von Wigand, fast immer in langen wörtlichen Zitaten, übernommen, so daß der eigene Beitrag des Verfassers über viele Seiten hin im gelegentlichen Einstreuen kleiner verbindender Sätze und Allerweltsweisheiten besteht. Dieses historische Aneinanderreihen der bei Wigand vorgefundenen Darstellungen und Beurteilungen in zahlreiche Kurzkapitel wirkt unbefriedigend, da die Daten einfach exzerptiert und ohne systematische Einordnung zum Gesamthema hingestellt werden. Man vermißt eine eigene Auseinandersetzung mit den referierten Autoren, eine kurze Erklärung, um wen es sich jeweils handelt, und die Herausarbeitung ihres Bezugs zur Goetheschen Thematik. Es ist fast wie bei einer schlechten Seminararbeit: der Referent hält sich sklavisch an seine Quelle, spart fast nichts an deren Umfang ein, und dennoch wird man am Ende nicht recht schlau daraus.

Als zweiter Gewährsmann dient dem Verfasser der Botaniker Adolph Hansen mit seinen Werken „Goethes Metamorphose der Pflanzen“ (1907) und „Goethes Morphologie“ (1919). Hier findet er vor allem das Referenzmaterial für die positive Beurteilung, um nicht zu sagen, Bewunderung Goethes. Warum er ihn deshalb als „alten Krieger“ betitelt (79), ist allerdings nicht recht einsichtig. Trotz der reichen Ausbeute, die Hansen bietet, erfährt man in Alms Schilderung jedoch nie so richtig, worin Goethes Metamorphoselehre eigentlich besteht. Die Erörterungen kreisen zwar um alle wichtigen Begriffe, wie z. B. Urpflanze, Blatt als „wahrer Proteus“, Bildungstrieb, Ausdehnung und Zusammenziehung usw., aber es geht dabei immer nur um die Auseinandersetzung mit verschiedenen Interpretationen durch alle möglichen Autoren, statt Goethes Sicht zunächst systematisch und in sich zusammenhängend darzustellen. Das hätte das eigentliche Anfangskapitel der Arbeit sein müssen, und dessen Fehlen rächt sich auf jeder vorliegenden Seite. Man sage nicht, die Kenntnis von Goethes Auffassung könne man sich ja leicht und besser anderswo besorgen – die Anwendung dieses Rates macht nämlich, frei heraus, die ganze Arbeit Alms überflüssig. – Natürlich sind Wigand und Hansen nicht die einzigen zitierten Quellen; es kommen auch eine ganze Reihe anderer Autoren zu Wort. Allerdings ist die Zitationsweise oft sehr undurchsichtig, und im Literaturverzeichnis werden viele Werke einfach nach Angaben aus der Sekundärliteratur angeführt, was darauf hinweist, daß Alm sich in der Recherche nicht sonderlich viel Mühe gemacht hat bzw. mit den handwerklichen Standards historischen Arbeitens nicht allzu vertraut ist. – Was die „Entwicklung einer botanischen Lehrmeinung“ anlangt, welche bereits im Untertitel angekündigt wird, so ist damit wohl in erster Linie das „Durchdringungsprinzip“ gemeint, zu dem der Verfasser im Kapitel 39 seine eigenen Gedanken vorlegt. Es handelt sich dabei um eine Weiterentwicklung der schon von Goethe festgestellten Alternanz von Ausdehnung und Zusammenziehung von Bereichen des Blütenprozesses, wie man sie bei vielen Pflanzen mit zusammengesetzten Blütenständen beobachten kann. Alm stellt nun die These auf, daß Pflanzen, die nach dem Durchdringungsprinzip gebaut sind (wo sich also beblätterte Stengelabschnitte und Blütenabschnitte immer wieder abwechseln und so die Metamorphose der Blattanlagen ständiger Alternanz unterworfen ist), auch besonders gehaltvoll an „Heil-, Würz- und Aromastoffen“ (2) für den Menschen sind. Die Induktionsbasis dafür steht allerdings auf einigermaßen schwachen Füßen. Schwerer wiegt noch der Umstand, daß zur Untermauerung dieser These nur einigermaßen obscure Theorien über „Bildekräfte“, „Innen- und Umgebungsräume“ und dgl. von vornehmlich anthroposophisch ausgerichteten Autoren verwendet werden. Das Grundübel hierbei ist, daß sich Alm sofort einer „geistigen“ (besser wäre wohl: spiritualistischen oder esoterischen) Interpretation der Blattmetamorphose zuwendet, ohne sich zunächst kundig zu machen, was die moderne Physiologie bzw. Genetik zu diesem Thema zu sagen hat. Entsprechend erfährt man kein Wort über die Wirkung homeotischer Gene, durch welche der Mechanismus der Determinierung der Blattgestalt im Vegetationskegel der Pflanzen prinzipiell aufgeklärt und zugleich Goethes Intuition aufs schönste bestätigt wurde. Die diesbezüglichen Grundlagen wurden bereits in den 80er Jahren entwickelt und sind inzwischen auch in Lehrbüchern zu finden (etwa: P. Westhoff, u. a., „Molekulare Entwicklungsbiologie: Vom Gen zur Pflanze“, Stuttgart 1996), zu denen auch Herr Alm Zugang gehabt haben sollte. So aber liest man

über die Wirkung der DNA nur, daß sie das Problem (der Metamorphose) nicht lösen kann, da Moleküle keinen Willen, sich selbst zu vervielfältigen, besitzen können (83). Wenn solcherart in der Metamorphose der „naturwissenschaftliche Beweis“ für die „Geistigkeit der Natur“ gesehen wird (138), kann man sich als Naturwissenschaftler nur leise weinend abwenden.

Schlimmer noch steht es um die Entwicklung der „philosophischen Lehrmeinung“. Nicht nur, daß eine Lehrmeinung nicht schon dadurch entsteht, daß man Behauptungen aufstellt und sie einfach durch ein „meiner Meinung nach“ als Thesen ausgibt, ohne sich im geringsten der Mühe zu unterziehen, Beweise oder Gegenbeweise dafür zu finden. Schlimm ist erst recht der zugrundeliegende Begriff von Philosophie: sie handelt nach Alms Meinung von der „Durchdringung von Materie und Geist“ (80). Wie das dann aussieht, zeigt sich beispielhaft auf S. 73: In der Auseinandersetzung mit dem Konzept der indifferenten Blattanlage (als der Vorstellung, daß der Vegetationspunkt zunächst gleichwertige Inseln von teilungsfähigem Gewebe ausgliedert, die dann erst später ihre Determination in die verschiedenen Formen von Stengel- und Blütenblätter erfahren), argumentiert Alm, daß Indifferenz nach David Hume ein Gradmesser für Willensfreiheit sei und somit den Pflanzen Personalität und Individualität zuzuschreiben ist. Das ist dann übrigens auch der tiefere Grund, warum Pflanzen mit hohem Selbstbewußtsein, wie es im Durchdringungsprinzip zum Ausdruck kommt, besonders in der Lage sind, uns Menschen mit nützlichen Inhaltsstoffen und „Seelenparfüm“ (128) zu bedienen. Muß noch hinzugefügt werden, daß zur Rechtfertigung des aristotelischen Potenzbegriffs ungeniert das „Buch Urantia“ angeführt bzw. als bekannt vorausgesetzt wird, die Offenbarungsquelle einer, soweit es das Internet ausweist, anscheinend neognostischen Heilslehre aus Kalifornien. Immerhin beleuchtet das wohl den geistigen, wenn nicht weltanschaulichen Hintergrund des Verfassers, und der soll ihm auch nicht streitig gemacht werden. Was aber nicht zu tolerieren ist, ist die unbekümmerte Gleichsetzung solcher Überzeugungen mit philosophischem Argumentieren. Man soll niemandem verbieten, sich philosophische Gedanken zu machen, aber sie auf solch dilettantische Weise in die Öffentlichkeit zu bringen, ist einfach unzumutbar. Mir kommt der Satz eines schreinernden Bauern in den Sinn, der auf meine Frage, ob die schöne Kastendecke in der Stube von ihm sei, verneinend antwortete: „Wenn das ein jeder könnt', dann wären ja die Fachleut' Trottel.“ Dieser Dilettantismus äußert sich bei Alm übrigens auch in einem höchst holperigen sprachlichen Stil, in zahlreichen falsch abgeschrieben lateinischen Termini und Zitaten (so z. B. permanent „prodomus“ statt prodromus) und in einer horrend schlampigen Zeichensetzung. Auch die botanischen Fachkenntnisse sind nicht überwältigend. So wird das Cyathium der Euphorbiaceen, d. h. der Blütenstand der Wolfsmilchgewächse, nicht in seiner morphologischen Eigenart erkannt, sondern mehrfach von einer Blüte mit „Staubblättern“ gesprochen, wo doch jedes dieser Staubblätter, wie man seit langem weiß, eine ganze reduzierte männliche Blüte ist. Auf S. 24 wird die Abbildung einer „durchwachsenen Nelkenwurz“ nach Hill scheinbar professionell als *Geum urbanum* klassifiziert, obwohl es sich, wie leicht am Habitus wie an der Originalbeschriftung ersichtlich, um *Geum pyrenaicum* handelt. Auch die Reproduktionsqualität der – lobenswert zahlreichen – Abbildungen ist bisweilen störend schlecht und vor allem in ihrer Zuordnung konfus, weil zu wenig vom restlichen Text abgesetzt oder nur mangelhaft beschriftet. Ob Inkompetenz auf mehreren Gebieten auch ein Zeichen von Interdisziplinarität ist?

Verdient ein derartiges Elaborat überhaupt die Vorstellung in dieser Zeitschrift? Nein. Außer, man versteht die Mühe des Rezensenten als Warnung, nicht ebenso wie er auf die briefliche Empfehlung des Verfassers hereinzufallen. Dieser beschließt sein Werk mit dem Wunsch: „Der Leser sollte nicht minderwertiges [sic] erhalten, aber der Aufwand mußte im Rahmen bleiben.“ Der Leser hat etwas Minderwertiges erhalten, soviel ist sicher. Von welchem Rahmen allerdings die Rede ist, bleibt unklar. CH. KUMMER S. J.